

„Endstation Sehnsucht – Recherchen für die Salzburger Festspiele 2019“

Vortrag am 28. Juli 2019

Carolin Emcke

In einem der schönsten kleinen Essays, die ich kenne, „Sehen versuchen“ des französischen Kunsthistorikers und Philosophen Georges Didi-Huberman, steht fast beiläufig dieser Satz:

„Betrachten heisst: sich öffnen: es beansprucht jede Sekunde, jedes Stück Energie, jede Bewegung (...) des Körpers und der Seele.“

Das ist, worum es gehen sollte, hier in Salzburg, das ist das, worauf wir uns als Publikum einlassen sollten, wenn wir nicht nur ein Bild betrachten und zu „sehen versuchen“, sondern auch wenn wir auf die Bühne schauen, und jede Sekunde alles beansprucht wird, jede Energie, jede Bewegung des Körpers und der Seele, wenn wir die Figuren im Theater oder der Oper betrachten, wenn wir zuhören und sehen, *was* sie erleiden, wie sie handeln, *was* sie erhoffen, *wie* sie scheitern, das ist, worauf wir uns einlassen, wenn wir der Musik zuhören und ihre ganz eigene Struktur, ihre eigene komplexe Erzählung zu begreifen versuchen, das ist das, was uns widerfährt, wenn wir die Körper, die Gesten, die Bewegungen betrachten, dann müssen wir uns *bereit* machen dafür, irritiert oder verstört zu werden, nicht mehr für sicher zu halten, was uns eben noch gewiss erschien.

Sich öffnen, das heisst eben auch: sich auffüllen zu lassen mit etwas, das uns unbekannt ist oder ungewohnt oder fremd, für das es noch keine Begriffe oder Verstehen gibt oder nicht mehr.

„Betrachten also: die Erfahrung akzeptieren, dass nichts stabil zu halten ist. Vor dem Bild akzeptieren, dass man die Bezugspunkte seiner eigenen Worte verliert. Die Ohnmacht, die Desorientierung,

das Nichtwissen akzeptieren. Doch genau darin“, schreibt Didi-Huberman, „liegt eine neue Chance für die Rede, für das Schreiben, für das Erkennen und das Denken selbst.“

So wollte ich diese Recherche verstehen, diesen Auftrag von Bettina Hering, über die Themen der diesjährigen Festspiele nachzudenken: die Frage also zu betrachten, was uns der Begriff des Schicksals noch sagt, was die Mythen, welche Bedeutung in unserer heutigen Welt noch der Religion zukommt – und, so schrieb sie mir, wie wir uns selbst, heute, ins Verhältnis setzen zu all jenen Figuren, die dem Schicksal, die einer gesetzten Ordnung, einem als unerschütterlich behaupteten Regime, einem System widerstehen wollen oder müssen?

„Endstation Sehnsucht“ als Titel war dabei nur meine erste, diffuse Intuition, vor aller Recherche, war das, was ich vor einigen Monaten, annahm, dass es als *Gegenpol* zum Schicksal taugen könnte:

Also: Schicksal – Glaube – Sehnsucht...diese drei.

1. Schicksal

Die Vorstellung des „Schicksals“ wie es in der Antike, in der frühen griechischen Dichtung, den Epen und Tragödien, noch üblich war, ist die Überzeugung, alles Geschehen sei gelenkt von den Mächten, die als „Los“ („*moira*“), als „Zufall“ („*tyche*“) oder als „Notwendigkeit“ („*ananke*“) auftreten. Mal sind dem Schicksal nur die Menschen ausgeliefert, mal sind es auch die Götter. Mal wird das Schicksal im Singular gedacht, als Macht, die etwas anrichtet oder herstellt, mal auch im Plural, als das, was uns Menschen alles zustoßen und widerfahren kann.

Das Schicksal kann auf eine Gabe verweisen, die einer Figur willkürlich zugeteilt wurde und die ihr Handeln bestimmt. Eine solche Gabe ist mitunter ein schreckliches Los (wie bei Cassandra ihr Ahnen

und Sehen) oder ein glückliches (wie bei Orpheus der Gesang). Es mag eine vorgegebene tragische Konstellation sein, in der eine Figur nur vollziehen kann, was als unabwendbar ausgemacht ist (wie bei Ödipus der unwissende Weg ins inzestuöse Verderben), es mag eine kontingente Begebenheit sein, durch die jemand dem Tode geweiht wird (wie Idamante, der just dann am Strand spaziert als sein Vater ihn erblickt oder wie Eurydike, die von einer Schlange gebissen wird)

– all das gilt als Schicksal,
wird als Schicksal verflucht oder beklagt,
befeiert oder bedauert,
aber nicht *befragt*.

Der Fokus der Erzählungen vom Schicksal ist immer zur Unschärfe gezwungen: der Schlangenbiss, der Eurydike tötet, verdeckt alles, was vorher geschah und was befragt werden könnte: sie wird von der Schlange gebissen auf der Flucht, der Flucht vor Aristaois, der sie zu vergewaltigen versucht. Wir denken über Orpheus nach und den Hades und wie er seine Liebe hinausgeleiten kann aus der Unterwelt ohne sich nach ihr umzusehen.

Aber was seine Geliebte *durchlitten* hat, *zuvor*, ist *verwischt*. Warum sie überhaupt floh, ist vergessen.

Die Begegnung von Idamante und Idomeneo am Strand, die den Sohn zum Opfer des Vaters bestimmt, verdeckt alles, was Idamante auszeichnet: die Liebe zu Ilia, einer Frau ohne Status, die Entscheidung, die besiegten Gefangenen frei zu lassen, das erklärte Ende des Zirkels aus Feindschaft und Gewalt, das bewusste Überschreiten der Logik des Krieges – all das, worüber sich nachdenken ließe, was Idamante dazu befähigt, wird gelöscht.

Das so verstandene Schicksal hat keine Geschichte.

Und ohne eigene Geschichte gibt es nichts darin zu enthüllen.

Es enthält keinen Sinn, keine Lehre, keine Aufgabe.

Es liegt nicht nur jenseits der eigenen Kontrolle, es entzieht sich auch der Analyse.

Um ehrlich zu sein, *alles* in mir (und auch dem zeitgenössischen Denken) widerstrebt einer solchen Vorstellung von Schicksal.

Mal abgesehen davon, dass mir bei manchen Epen oder Libretti das „Schicksal“ wie das ästhetisch fragwürdige Retouchiermanöver eines faulen Autors erscheint: immer, wenn die Figuren sich verrannt oder wenn die Erzählstränge sich verheddert haben, immer, wenn einfach mal etwas passieren soll, taucht ...upps...kurzerhand das Schicksal auf, manchmal, das ist noch schlimmer, unterbricht das Schicksal auch ein fesselndes Geschehen, zerstört das, was eine elegant entwickelte Dramaturgie hätte sein können, konfrontiert eine Figur mit etwas Unverdientem, etwas Gutem oder Argem, jedenfalls etwas, das völlig entkoppelt ist von dem, was diese Figur gerade ausmacht, ausfüllt oder umtreibt.

Das ist das eine.

Was mich aber vor allem philosophisch stört, ist, dass da *alles* als Schicksal gelten kann: ein feiger, illoyaler Ehemann, der seine Frau verbannt und dem fremdenfeindlichen Mob überlässt
oder
eine Naturkatastrophe, die die erschöpften Kriegsheimkehrer auf dem Meer mit dem Tod bedroht, dem sie sich gerade entronnen glaubten,
oder
die Verkettung von Zufällen, winzigen Kontingenzen, die keine bewussten Entscheidungen beinhalten, aber eben auch nicht mehr sind als das: Zufälle.

Verstehen Sie mich nicht falsch:

Ich habe großen Respekt vor dem Unverfügbaren.

Ich weiß von dem, was nicht in unserer Hand ist, Krankheit oder Gebrechen, was uns zustößt und was wir zu tragen haben.

Ich weiß von dem, was wir nicht kontrollieren können; die Liebe gehört dazu, wie der Glaube. Es lässt sich nicht entscheiden, an Gott

zu glauben oder nicht zu glauben. Das ist etwas, das mir gegeben ist oder genommen wird, wie das absolute Gehör, oder wie die Liebe und das Begehren. Wir können uns dazu verhalten vielleicht, aber wir können nicht über sie verfügen.

Ich habe auch großen Respekt vor Details, diesen Details, die Primo Levi einmal die „kleinen Kausalitäten der Geschichte“ genannt hat, und die Leben retten können. Mehr als einmal haben mich diese Details dem Tod sehr nahe gebracht und mindestens einmal haben sie mir das Leben gerettet.

Das Unverfügbare ist mir bitter-süß vertraut.

Aber das Schicksal der antiken Erzählungen und Mythen will alles Geschehen als *gelenkt* behaupten, will alle Ereignisse als *gewollte* deuten, will uns, als Individuen oder als Gemeinschaft, *nichts* mehr zuordnen als Aufgabe, als Pflicht, als Möglichkeit.

Der Glaube an die Macht des Schicksals impliziert die Zustimmung zur eingebildeten Ohnmacht – und damit zur Tatenlosigkeit.

Es ist nicht allein die *fatalistische* Vorstellung der Vorhersehung, die daran auch theologisch irritiert, es ist vor allem die eingepreiste *Absage an jede Form der Zurechenbarkeit*, die ethisch fragwürdig ist.

Wenn es stets höhere Mächte sind, die allein das Leben determinieren, dann gibt es keinen freien Willen, kein autonomes Handeln, nichts, was eine Person zu einer Person macht.

Wenn nichts von mir oder aus mir entsteht, gibt es kein individuelles oder kollektives Subjekt, das sich entscheiden kann (oder muss), kein Subjekt, das verantwortlich ist, dann ist alles Hadern, alles Abwägen, alles Zweifeln irrelevant, dann sind die eigenen Motive, die guten oder schlechten Taten bedeutungslos, dann gibt es keine politische Ambition, keinen sozialen Schmerz, der nach einem Grund sucht für das, was ungerecht, falsch, und vor allem veränderbar ist.

Ohne freien Willen gibt es keine Schuld oder Unschuld, kein richtig oder falsch, dann gibt es keine Selbstbestimmung und kein Ich oder Wir, das eigenständig und bewusst handeln, intervenieren oder aufbegehren kann.

Wenn alle Ereignisse als gelenkt zu verstehen sind, dann wird alles Nachdenken über Ursachen, alle Reflektion über Bedingungen und Möglichkeiten, die etwas entstehen lassen oder verhindern in der Welt, *überflüssig*. Dann kann es kein Verstehen und kein Lernen geben.

Denn *das* macht uns als Menschen aus, dass wir verstehen und lernen wollen: dass wir individuell oder kollektiv überlegen, wie ein Fehler, ein Missverständnis, eine soziale oder politische Pathologie, ein Krieg oder Krise entstanden sind, aus welchen Elementen sie sich zusammensetzen, wer dazu beigetragen hat, was sie möglich gemacht hat, welche einzelnen Faktoren und Episoden sie verursacht haben.

Es braucht eine genetische Beschreibung wie etwas g e w o r d e n und entstanden ist – denn nur dann wird auch sichtbar, wo etwas a n d e r e s hätte entstehen können, wo etwas zu verhindern gewesen wäre, wo jemand hätte aufstehen und widersprechen können, wo jemand hätte aussteigen können, wo jemand hätte „nein“ sagen können,
 nur in der nachdenklichen, kritischen Rekonstruktion lässt sich erkennen,
 dass etwas nicht hätte geschehen m ü s s e n,
 dass etwas menschen-gemacht war

- und eben *keine* Notwendigkeit, keine Naturgewalt, kein Schicksal.

Der Glaube, alles, was geschieht, sei richtig, eben weil es geschehen ist,
 der Glaube, alles, was ist, sei richtig, allein weil es ist,

der naturalistische Glaube, immer nur bestätigen zu können, was in der Welt ist, ist nicht nur analytisch falsch, sondern politisch feige.

Wenn ich einmal weg von den antiken Geschichten und hin zur modernen Gegenwart denke, lassen Sie mich hinzufügen:

Es ist mittlerweile eine politische und mediale Un-Kultur, so zu tun, als müsste alles, was eine Wählerschaft oder ein Publikum artikuliert, jeder Quatsch, jede Verschwörung, jene Profanität, jedes Ressentiment, jede Lüge hingenommen werden, nur weil sie gerade en vogue sind, nur weil sie besonders laut, besonders schrill artikuliert werden.

Als ob die schiere *Quantität* von menschenverachtenden Positionen sie irgendwie beschützen müsste vor *qualitativer* Kritik. Als dürfte in der Öffentlichkeit neuerdings *alles* Geltung beanspruchen, als müsse *alles* hingenommen werden, als müsste jedes infantile Gefühl hofiert und geduldet werden, jeder irrige Aberglaube, jeder Exhibitionismus der Schäbigkeit, weil neuerdings Affekte, Ängste oder Sorgen oder auch nur narzistische Wehleidigkeit und provinzieller Größenwahn im Kollektiv als unantastbar gelten, als ließen sich ungerechte Strukturen und Gesetze nicht in Frage stellen, weil es sie immer schon gab, als müssten Ausbeutung und Ungleichheit geduldet werden, weil sie sich generationell so hübsch vererben.

Als ließen sich Menschen, die andere herabsetzen und bedrohen wollen, nicht kritisieren, als könnten sie nichts für ihren Hass und ihre Verachtung, als sei Rassismus und Antisemitismus eine Naturgewalt, die es schicksalhaft zu akzeptieren gelte – und nicht eine Ideologie, die es einzudämmen und verhindern gilt mit allen juristischen, politischen, zivilen, poetischen Instrumenten, die uns zur Verfügung stehen.

Das gilt auch für das Anthropozän und die ökologische Krise, dieses Ungeheuer aus kapitalistisch-konsumistischen Praktiken, in die wir alle komplizitär verwickelt sind, aus rücksichtsloser Ausbeutung von

Ressourcen durch weltumspannende Konzerne und aus Spekulation mit und auf Güter(n) und Waren, auf die nicht spekuliert werden dürfte, weil sie existentielles Überleben sichern oder gefährden, dieses Ungeheuer aus Ideologie und Gewohnheiten, dieses Geflecht aus Lobbyismus und Intransparenz in manchen Industrien, die nicht nur sich selbst um jede Innovation bringt, sondern auch die politische Klasse in eine eingebildete Geiselhaft nimmt. Auch hier ist diese gemütliche Anpassung an das, was immer schon war und was weiter gelten soll, die Verunmöglichung allen Eingreifens und Handelns - das ist eine Form gespenstischer Selbstverstümmelung dessen, was Politik sein könnte und müsste.

Diese Absage an ethische und politische Kritik, dieses gefühlige „Man muss doch verstehen“, dieses Hinnehmen dessen, was nicht hinnehmbar ist, das ist nicht Schicksal, das ist bloß fischige Regression.

2. Glaube

Was aber bedeutet der Glaube noch? Welche Rolle kann dem Glauben zukommen in finsternen Zeiten, hatte Bettina Hering für die diesjährigen Festspiele gefragt, hält der Glaube uns oder hält er uns zurück? Lässt uns die metaphysische Einbettung alles hinnehmen, was uns widerfährt, lähmt sie uns, benebelt sie uns, lässt sie uns dulden, was unerträglich sein sollte? Oder gibt sie uns einen Horizont für eine andere Hoffnung?

Der religiöse Glaube wird zumeist eher als Ballast beschrieben, als etwas, das uns passiv macht, leidensfähig, aber nicht widerständig und resilient gegen eine Ordnung, die Unrecht zu Recht erklären will.

„Jugend ohne Gott“ erzählt uns etwas anderes. Hier ist es der Glaube, der aufbegehren und widersprechen lässt. Hier begegnet uns eine sich radikalierende Ordnung, die Lügen verbreitet über das Radio,

hier dringt ein autoritäres, militärisches, faschistisches Dogma durch alle privaten und öffentlichen Räume, zersetzt alles kritische Denken, unterwandert allen solidarischen Gemeinsinn, alle Hinwendung zu etwas anderem als der eigenen Haut.

Hier ist die totalitäre Ideologie eine, die durch die Hierarchien und Institutionen geschützt und nicht aufgehoben wird, hier ist die Anpassung schon durch alle Instanzen, in alle Beziehungen gezogen und hat die Personen zu zynisch-gleichgültigen Fischen deformiert.

Das rassistisch-koloniale Denken fügt sich in „Jugend ohne Gott“ passgenau in das kapitalistisch-ausbeuterische. Das ist bemerkenswert: Die Opfer dieses Regimes werden hier nicht gegeneinander ausgespielt, wie das in der Gegenwart so oft geschieht, wo permanent sozial und ökonomisch Marginalisierte (die Arbeiter*innen und Arbeitslosen) gegen die kulturell oder religiös Ausgegrenzten (Migrant*innen oder Muslime oder Homosexuelle) positioniert werden.

Als sei das ein Widerspruch:
arm und muslimisch zu sein
oder jüdisch und gebrechlich
oder weiblich und arbeitslos
oder als ließe sich irgendeine Fabrik noch finden, in der nicht Migrant*innen schufteten.

In „Jugend ohne Gott“, stehen die Kinder der ehemaligen Arbeiter aus dem Sägewerk so einsam und verwahrlost da, sie werden so kriminalisiert und ihrer Humanität beraubt wie die Menschen, die mit dem „N-Wort“ bezeichnet werden und denen jedes Lebensrecht abgesprochen wird.

Um die Würde der einen wie der anderen zu verteidigen, tritt der Lehrer an.

Sie zählen ihm *gleich*. Wer genau liest, der empfindet mit den hungrigen Kindern im Wald so wie mit den N., auch wenn letztere nie

aufzutauchen, nur als abwesende, unsichtbare Andere präsent sind – ohne präsent zu sein.

Allein dafür lohnt es schon, „Jugend ohne Gott“ anzuschauen und zu lesen. Dass hier eben nicht ökonomische von politischen Nöten, nicht die soziale Frage von der des Rassismus entkoppelt wird, sondern dass sie zusammen gedacht werden.

Aber was ist es, dass uns „Jugend ohne Gott“ erzählt über den Glauben? Was über die Bereitschaft, eine gesetzte Ordnung, das, was gegeben ist, nicht schicksalhaft zu akzeptieren?

Es gibt ein Zitat, das mich immer tief berührt hat, und das eine Spur legen könnte:

„Ich wollte nicht zu ihnen gehören, den gläubigen Kameraden, aber ich hätte mir gewünscht zu sein wie sie: unerschütterlich, ruhig, stark.“, schrieb Jean Améry in „Jenseits von Schuld und Sühne“, „ (...) Der im weitesten Sinne gläubige Mensch, sei sein Glaube ein metaphysischer oder ein immanenzgebundener Glaube, überschreitet sich selbst. Er ist nicht der Gefangene seiner Individualität, sondern gehört einem geistigen Kontinuum an, das nirgends, auch in Auschwitz nicht, unterbrochen wird.“

In Kontexten extremer Entrechtung, in totalitären und brutalisierten Systemen, in denen Menschen schikaniert und gequält werden, kann der Glaube, *irgendein* Glaube, eine *Verbindung sein zu einem Aussen*, einer anderen Welt.

Wenn Menschen ihre Subjektivität abgesprochen wird, wenn sie wie Tiere eingepfercht, sie namenlos gemacht werden, dann kann der Glaube, *irgendein* Glaube (Améry erwähnt auch den kommunistischen), eine Verbindung aufrechterhalten zu einer Ordnung, in der einem die eigene Subjektivität, die eigene Wertigkeit, die eigene Humanität nicht abgesprochen werden *kann* – weil sie ewig oder universell ist.

Ganz gleich wie viel um einen herum gelogen wird, ganz gleich welche Rechte verletzt, welche Körper versehrt werden, den „gläubigen Kameraden“ wie Jean Améry sie nennt, bleibt eine parallele Ordnung, eine andere ihnen versprochene und immer noch gültige Welt *intakt*. Sie transzendieren die sie umgebende Macht und retten so nicht nur ihren Glauben, sondern auch sich selbst.

Die Psychoanalytiker sprechen von der „Coping-Fähigkeit“, sich „zu doppeln“, etwas zu erhalten aus der Welt, in der man einmal zuhause war, etwas zu erhalten von dem Leben, das man einmal gelebt hat, das Sinn macht, vor sich selbst und vor anderen, etwas zu erhalten von der Person, die man einmal war: jemand mit Namen, mit Rechten, mit einer Arbeit vielleicht oder mit einer Geliebten.

Aus anderen Texten wissen wir, dass es unterschiedliche Instrumente geben kann, die jemandem helfen, aus der Zeit zu steigen, einen Bezug zu behalten zu einer anderen Erfahrung, einer anderen Ordnung, einer anderen Subjektivität, etwas, das noch unversehrt ist und voller Würde.

Für Ruth Klüger war es das Rezitieren von Balladen, das sie durch die endlosen Qualen der Appelle gebracht hat, für Primo Levi nicht zuletzt das Übersetzen von Versen von Dante – für alle Überlebenden, deren Berichte wir kennen, waren es auch Freundschaften, Paarbildungen, die Nähe und Hinwendung zu einer anderen Person, eine unwahrscheinliche Allianz, die ein totalitäres, entsolidarisiertes System überschreiten half.

Interessanterweise ist es genau das, was dem Lehrer in „Jugend ohne Gott“ explizit zum Vorwurf gemacht wird: dass er sich nicht an die Zeit hält wie sie ist, dass er nicht das Gegebene lehrt, sondern dass er den Schülern von dem spricht, was über das Gegebene hinausweist.

Es empört sich der Schüler Z im Prozess ausdrücklich: „Weil der Lehrer immer nur sagte, wie es auf der Welt sein sollte, und nie, wie es wirklich ist.“ Das ist den Fischen das Schlimmste: dass es eine

moralische Orientierung an dem geben könnte, wie es sein sollte. Dass es einen Glauben, eine Überzeugung, ein Wissen jenseits des zeitgeistigen, des Radio-Geplappers geben könnte. Dass diese Orientierung an Normen womöglich gar die sozialen Verhältnisse in Zweifel ziehen könnte.

Es gibt unterschiedliche Hinweise im Text, was es ist, was den Lehrer zum Widerstand befähigt, sein Glaube an Gott, der ihm zwischendurch abhanden gekommen war, ist nur eine Quelle der Dissidenz. In „Jugend ohne Gott“ ist es vor allem die Suche nach Wahrheit, der Glaube, dass Aufklärung unverzichtbar ist, dass es wichtig ist zu wissen, was geschehen ist, wer gelogen und wer gemordet hat, dass es Belege braucht, nicht nur Vorurteile, und dieser Drang nach Wahrheit lässt all die Zwänge, all die Rücksichtnahmen, all die Angst vor den Folgen überschreiten.

Das ist, was diesen Text und dieses Stück so schmerzlich aktuell macht: dass es uns erinnert, dass wir nicht hinnehmen müssen, was gerade als regierungsfähig gilt, dass wir nicht aushalten müssen, was gelogen und verleumdet wird, dass wir nicht glauben müssen, was manipuliert und verzerrt wird, dass wir nicht übernehmen müssen, wie da gesprochen wird, mit welchen Bildern und Begriffen, von Menschen, solchen, die keine Arbeit haben oder kein Glück, solchen, die anders glauben oder lieben als die Mehrheit denkt, das es sich schickte, wie gehetzt wird gegen Menschen, die gezwungen wurden in andere Nöte als es uns je abverlangt wurde, die geprüft wurden, getestet, gequält
- nicht vom Schicksal, sondern von Menschen wie uns.

Das ist, was wir lernen können:
dass wir nicht gut heißen müssen, was ist,
dass wir nicht glauben müssen, was uns vorgesetzt wird,
dass wir eine Vergangenheit, ein Erbe auch befragen können (nicht nur, aber eben auch in Österreich),
dass wir unterbrechen können, was vor uns angerichtet und geleugnet wurde,

aber dazu muss es einmal eingestanden sein,
 Das ist, was wir lernen können:
 dass wir widersprechen können dem Revisionismus, der gerade
 wieder das Vergessen lehren will, der die Geschichte bereinigen will
 von der Schuld, dass wir nicht zustimmen müssen, wenn uns der alte
 Fetisch von der homogenen Nation, der traditionellen Familie und
 der reinen Kultur wieder vorgehalten wird,

dass wir stattdessen suchen können nach dem, was wahr ist.

Selbst, auch das erzählt uns „Jugend ohne Gott“, wenn wir dabei
 unsere eigenen Versäumnisse, unsere eigenen Fehler, unsere
 eigenen Schwächen mit bloßlegen müssen.
 Deswegen zählt nicht nur die Wahrheit, sondern auch die
 Wahrhaftigkeit.

3. Sehnsucht

Was hat das nun mit der Sehnsucht zu tun? Warum sollte die
 Sehnsucht der Gegenpol zum fatalistischen Determinismus des
 Schicksals sein? Das war ja der Ausgangspunkt meiner Recherchen
 durch das Material dieser Salzburger Festspiele...

Nun, weil die Sehnsucht das ist, was sich nicht bändigen lässt, weil
 die Sehnsucht, die utopisch-politische wie die erotisch-private
 Sehnsucht immer das, was vorgeschrieben ist, transzendiert.

Davon erzählen uns alle Stoffe, die antiken wie die modernen
 Geschichten, die hier in Salzburg gezeigt werden, selbst wenn sie
 etwas anderes behaupten.

Auch bei dem Lehrer bleibt mindestens ambivalent, ob es die
 Sehnsucht nach dem Mädchen Eva ist oder die Sehnsucht nach sich
 selbst ist, ob es das Mitleid ist, das er empfindet mit Eva oder der
 Wille zu verstehen und die Wahrheit herauszufinden, das ihn

antreibt. Selbst bei dieser zutiefst aufklärerischen Geschichte, bleibt die Berührung durch eine andere Person, übrigens auch die Allianz mit den Schülern, mindestens so machtvoll wie der Glaube an die Wahrheit.

Auch die alten Mythen erzählen (versteckt manchmal oder nur angedeutet) von dem, was sich dem mythischen Denken entzieht, die Stücke lassen sich auch gegen sich selbst lesen.

Es ist die Sehnsucht, die sich nicht fügen will, dem Schicksal, die Sehnsucht, die überschreiten will, was vorgegeben, aufgetragen, eingeschrieben ist,

die nicht akzeptieren will, was die Einheimischen an Anpassung erwarten von der Fremden (wie in „Medea“ die Korinther von der Frau aus Kolchos)

oder die Sehnsucht, die nicht aushalten will, was der Krieg verlangt an Deformation aller Empathie, die nicht mitmachen will, dass die Anderen zu hassen und verachten sein sollen (wie es Trojaner und Kreter voneinander erwarten im „Idomeneo“).

Alle Geschichten enthalten diese Akte und Gesten des Widerstands ihrer Figuren, Idamante und Ilia, Medea und Cassandra, das Mädchen Eva aus dem Wald, die anderen Schüler, die heimlich den Lehrer unterstützen – sie alle beugen sich nicht. Sie handeln aus Liebe und Zuneigung, weil ein anderer Mensch sie berührt, gegen ihren Willen, gegen ihre Herkunft, weil sie an etwas anderes glauben als das, was ihnen aufgetragen wird, weil sie frei sein wollen, frei zu glauben oder nicht zu glauben, frei in ihrer Lust und ihrer Zuneigung, frei zum „Wahrsprechen“, weil sie sich spüren wollen und das nur geht, wenn sie das Leid anderer spüren können. („und ich fühlte plötzlich, dass ich eine Seele habe“ sagt der Lehrer als sich Mitleid in ihm regt.)

Das Gewissen regt sich, die Gabe zum Widerstand entsteht, wenn wir Menschen bereit sind, etwas oder einander zu betrachten - wie George Didi-Huberman ein Bild - wenn wir uns öffnen für etwas, das wir noch nicht wissen, für jemanden, der oder die uns verwirrt, wenn wir die Sehnsucht offen halten, wenn wir bereit sind, das, was

gegeben ist, zu überschreiten, nicht für eine exklusive, ausgrenzende Phantasie des Stamms, sondern für eine inklusive, empathische, universale Gemeinschaft.

Wie sich das üben lässt? Was uns dabei hilft, diese Empathie auszubilden? Wie sich Sehnsucht lernen lässt?

Dafür, und damit möchte ich enden, gibt es eben Mythen und Musik, dafür gibt es das Theater, gibt es die Oper und – das mag vielleicht überraschen - dafür gibt es (auch) die biblischen Geschichten, dass sie uns immer wieder offen halten für andere Figuren, andere Lebensformen, andere Praktiken und Rituale, andere Schmerzen, anderes Glück als das, das wir kennen, dass sie uns immer wieder an die Vielfalt erinnern weiblich zu sein oder männlich zu sein oder etwas jenseits davon, dass sie uns verweisen auf die Vielfalt zu glauben, zu lieben, dass sie uns verführen und verwirren und das, was uns gewiss schien, in Frage stellen.

Als Autorin, die nur Essays schreibt, beneide ich die Fiktion, ich beneide das Theater, ich beneide die Musik um diese Gabe, uns zu öffnen, in einer Weise wie es das nicht-fiktionale Texte nicht können.

Weil sie behaupten, sie erzählten von *fremdem* Leben, von Idomeneo und Idamante, von Orphee und Eurydike, von dem Lehrer und seinen Schülern, weil sie uns zu Abraham und Isaak entführen oder zu Joseph und seinen Brüdern halten wir sie für unbedenklich oder harmlos. Weit weg von uns. Wir glauben uns sicher, nichts daran kann uns bedrohen, reden wir uns ein, nichts irritiert die eigenen Gewissheiten, nichts bedrängt uns, fordert uns heraus zum Denken oder, Gott behüte, zum aktiv werden und einmischen, so meinen wir – und eh wir uns versehen, haben sie uns geöffnet, berührt, haben sie uns verwickelt in ihre Konflikte und ihre Leben, lösen wir uns auf in der Musik, beginnen wir in Strukturen zu denken, lässt die Musik uns komplexe, ambivalente Texturen hören, die wir sonst meiden würden.

Dafür gibt es solche Festivals wie Salzburg, damit diese Geschichten uns von etwas erzählen, was noch nicht ist, was aber sein kann oder soll. Weil es so existentiell wichtig ist, diese Mythen, diese Figuren, die Geschichten und das, was sie anrichten in uns, weil die Musik uns so verändert wie nichts sonst, weil diese Erfahrungen, die sich auf so einem Festival mit Theater und Musik und Sprache machen lassen, so unverzichtbar sind, sollten es allerdings auch andere Menschen sehen und erleben können als die, die sich diese teuren Karten leisten können. Es sollte auch die nächste Generation noch angestiftet werden von der Fiktion, den Mythen und vor allem der dissidenten Kraft der Musik. Es sollte ein solches Programm auch für diejenigen zugänglich sein, deren Eltern nicht schon immer nach Salzburg gegangen sind.

„Es kann nicht anders kommen, als dass wir in der Welt der Fiktion, in der Literatur, im Theater Ersatz suchen für die Einbuße des Lebens,“ schreibt Sigmund Freud in „Zeitgemässes über Krieg und Tod“, „Dort finden wir noch Menschen, die zu sterben verstehen, (...) Dort allein erfüllt sich uns auch die Bedingung, unter welcher wir uns mit dem Tod versöhnen könnten, wenn wir nämlich hinter allen Wechselfällen des Lebens noch ein unantastbares Leben übrigbehielten.“

Damit möchte ich Sie entlassen: gehen Sie hinaus und üben Sie, sich zu öffnen, im Hinhören und Betrachten, für die Geschichten, die noch ein unantastbares Leben enthalten.

Üben Sie die Vorstellungskraft, die Phantasie,
damit Sie auch die Möglichkeit zu handeln sich ausmalen können,
damit Sie die Möglichkeit der Dissidenz denken lernen,
damit Sie sich zu glauben trauen,
an die Kraft des Widerstands
und an ein freieres, wahrhaftigeres, gerechteres Miteinander.

Vielen Dank.